

Bodo hüpfte die letzte Stufe der Hoftreppe hinunter und landete mit beiden Beinen gleichzeitig auf dem grauen, glatten, aber vom Alter rissigen Asphaltbelag. Onkel Nerk war gerade dabei, seine Hühner aus dem Keller auf den Hof zu befördern. Sein „put-put-put“ lockte das Federvieh ins Freie. Bei der täglichen Freistunde bekam es eine Extraration Körner und die Illusion eines normalen Hühnerlebens konnte mit dem Hofspaziergang gerade noch aufrechterhalten werden. Die übrige Zeit verbrachten die sechs Hennen und der Hahn im Kellerverschlag und waren mit möglichst intensiver Eierproduktion beschäftigt. Sie waren eine der mannigfaltigen Einkommensquellen ihres Herrn.

Bodo schlenderte über den Hof in Richtung Toreinfahrt und grüßte. Er schritt dabei quer durch die gackernde Gesellschaft und genoss die ängstlich ausweichenden Bewegungen der gierig pickenden Vögel, die sein Erscheinen zwischen ihnen auslöste.

Onkel Nerk grüßte wohl gelaunt zurück: „Morjen Rudi! Na jehste bummeln?“ Bodo mokierte sich: „Ick heiße nich Rudi. Ick heiße Bodo!“

Onkel Nerk entschuldigte sich für die wiederholte Verwechslung mit Bodos älterem Bruder. Bodo lächelte gnädig, ging dann aber etwas beleidigt durch die große Einfahrt, die gleichzeitig den Eingangsfur zum Vorderhaus bildete, auf das doppelflügelige Tor zur Straße zu, öffnete es mühsam, trat heraus und hielt Ausschau nach dem Briefträger.

Es war bereits nach acht Uhr, also musste der Briefträger in Kürze zu sehen sein. Wahrscheinlich würde er jeden Moment aus einem der Häuser kommend, deren Bewohner er mit seinen Gaben beglückte, mit wichtiger Miene und in seiner prachtvollen Uniform ungefähr in Höhe der Bäckerei Berger auf der Straße auftauchen.

Bodo wartete. Er sah hinüber zum Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Durch die offen stehende Haustür konnte er auf dem Hof die Kühe von Milch-Muse sehen, die, gemäß der gesetzlichen Vorschrift des Magistrats von Groß-Berlin für das Halten von Rindvieh in der Innenstadt, den gleichen täglichen Freigang absol-

vierten wie die Hühner von Onkel Nerk. Wiederkäugend und muhend trotteten sie gemächlich im Kreis über den Hof. Ab und zu ließ die eine oder andere einen Fladen fallen, der vom Sohn Herrn Muses sofort mittels einer breiten kurzstieligen Schaufel aufgenommen wurde. Die Kleckse würden auch ohne ihre Beseitigung durch Adolf Muse keine Stunde überdauern haben, denn die Kekeljäger, wie die Fäkalien sammelnden Laubenpieper in Berlin genannt wurden, waren fast genauso hinter der Hinterlassenschaft flanierender Kühe her wie hinter den noch beliebteren Pferdeäpfeln. Am Wochenende dann, mit den abgedeckten Eimern in der Straßenbahn hinaus zur eigenen Scholle, wurden zwischen ihnen die kompliziertesten und ausgefeiltesten Herstellungsrezepte des effektivsten Kacke-Cocktails zur Förderung vornehmlich der Tomatenzucht diskutiert und jeder schwor auf seine eigene ausgefeilte Rezeptur.

Endlich sah Bodo den Briefträger auf sich zukommen. Er wartete, bis dieser an ihm vorbei war, und hängte sich sofort an ihn, indem er in einem Abstand, kleiner als einen Meter, folgte. Dabei suchte er Schritt zu halten und nahm den würdigen Gesichtsausdruck einer in Dienstgeschäften unterwegs befindlichen Amtsperson an.

Sie bogen in den Hausflur von Bodos Vaterhaus ein. Der Briefträger begann die Post in die an der Wand aufgereiht hängenden Briefkästen zu sortieren. Bodo zog die alte Handtasche seiner Mutter, die mit viel zu langen Trägern von seinen Schultern baumelte und fast den Erdboden berührte, vor seine Brust und tat es dem Postboten gleich. Er entnahm der Tasche imaginäre Briefe, prüfte umständlich die Adresse und suchte dann, auf und ab gehend, den Briefkasten des Empfängers.

Nachdem die Post für alle Bewohner zugestellt war, verließ das Briefträgersgespann das Haus und begab sich zum nächsten. Die Prozedur wiederholte sich, ohne dass ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde. Erst als sie gemeinsam erneut auf das Trottoir der Ackerstraße traten, sagte der Postsekretär Kummlich: „So, mein Kleena, also Atschö, nu jeh mal wieder schön zu Muttern.“

Bodo rannte daraufhin zurück zum elterlichen Wohnhaus, schob das Tor auf, raste über den Hof, so dass die Hühner panisch gackernd auseinander stoben, und stieg hastig die Treppe zur ersten Etage im Seitenflügel empor.

Seine Mutter empfing ihn mit der Ermahnung zur Eile. Hertha Sonderling musste sich sputen. Um zehn Uhr begann ihr Dienst im „Deutschen Haus“ in Zehlendorf, vorher wollte sie noch schnell am Gesundbrunnen ein paar Spargroschen auf das familieneigene Sparkassenbuch einzahlen. Selbst mit der S-Bahn brauchte sie dafür mindestens siebzig Minuten. Zudem konnte Frau Konz heute nicht auf Bodo aufpassen – sie war zu Besuch in Bautzen bei ihrem Sohn. Bodo musste also mitkommen. Es ging dann natürlich nicht so schnell wie sonst. Sie befreite Bodo von der übergroßen Handtasche, zog ihm die warme Jacke an, nahm ihn bei der Hand und verließ gemeinsam mit ihm das Haus. Sie gingen die Ackerstraße hinunter bis zur Invalidenstraße und nahmen dort den Weg nach links in Richtung Chausseestraße. Man konnte Zeit sparen, wenn man die zwei Stationen bis zum Nordbahnhof mit der Straßenbahn fuhr. Hertha Sonderling dachte kurz darüber nach, verwarf den Gedanken aber aus Kostengründen gleich wieder. Die gut fünfhundert Meter bis zum Nordbahnhof - der früher Stettiner Bahnhof hieß, aber mit dem Verlust der alten deutschen Hansestadt Stettin an Polen nach dem verlorenen Krieg umbenannt wurde - schritten sie in forschem Gang. Der Weg führte am Pappelplatz vorbei, wo auf Bänken einige Müßiggänger mit Frühlingssehnsucht saßen, den sonnigen Spätwintertag genossen und das Treiben der Vögel am noch wasserlosen Brunnen beobachteten. Die Brunnenfigur stellte einen knienden, Geld zählenden Mann dar, mit konzentrierter Miene Münzen auf dem Handteller addierend, der nirgends einen berechtigteren Standplatz hätte finden können als hier im Milieu der typischen Kleinbürger, die immer schon jeden Pfennig dreimal umdrehen mussten, ehe sie ihn ausgaben.

Die Invalidenstraße zog sich schnurgerade vom Veteranenberg über rund zwei Kilometer bis zur Sandkrugbrücke. Dort, an ihrem Ende, lag die Charité, Berlins berühmtes Krankenhaus, das vor Zeiten

vornehmlich errichtet wurde um die Armen zu kurieren und Militärärzte für Preußens Armee auszubilden, bald aber schon durch herausragende medizinische Leistungen weit über die Stadt hinaus bekannt, ja berühmt wurde. Große Köpfe schrieben hier Wissenschaftsgeschichte, Robert Koch, Rudolf Virchow und andere.

Der in der Nähe des Krankenhauskomplexes gelegene Invalidenfriedhof, auf dem die gefallenen wie auch natürlich verstorbenen Helden bestattet wurden, zuerst nur aus den Invalidenhäusern die Militärpensionäre, dann die Nobilitäten, gab der Straße ihren Namen. Hier liegen viele Berühmtheiten, Scharnhorst etwa oder der Freund Friederichs des Großen, General von Winterfeldt und längst Vergessene, die vor noch nicht zu langer Zeit die Schulbücher mit ihren einstmals klingvollen Namen bevölkerten.

Doch der Lack war verblasst. Die ehemals glanzvolle Geschäftsstraße machte einen heruntergekommenen Eindruck. Große, brachliegende Lücken zwischen den Mietskasernen, mit Gras bewachsen und öde, erinnerten an den noch nicht lange zurückliegenden Krieg. Ein einsames, im hier konzentriert niedergegangenen Bombenhagel wundersam verschont gebliebenes vierstöckiges Wohnhaus, kurz vor der Gartenstraße zwischen einem Kohlenplatz und wilder Schuttkippe, beherbergte eine HO-Gaststätte mit dem sinnigen Namen „Tischlein deck' dich“.

Mit wachen Augen nahm Bodo interessiert jedes Detail der immer noch regen morgendlichen Betriebsamkeit der Straße in sich auf. Er unterschied die in der Verrichtung ihres Tagwerkes Beschäftigten an ihrer zünftigen, weil sich von allen anderen betont sehr unterscheidenden Bekleidung. Da waren Schupos, Reichsbahner und Postbeamte in ihren grünen und blauen Uniformen, Maurergesellen in staubiger weißer Kluft mit Holzpantinen an den Füßen, Glaser und Tischler mit grünen und braunen Latzschürzen, Schlosser, Klempner und Elektriker in blauen Arbeitsanzügen und jedwede Art von kleineren Angestellten in unterschiedlichster Ausstaffierung, mal mit, mal ohne einen von dunklem Grau bis strahlendem Weiß reichenden Arbeitskittel, so gut wie nie aber ohne dem Symbol ihres Standes, der zwin-

gend erforderlichen Krawatte, dem Erkennungszeichen der Geistesarbeiter. Sie alle waren entweder bereits mit ihrer Arbeit beschäftigt oder aber auf dem Weg zum Dienst. Grüße wurden über die Straße gewechselt. Bei der Begegnung mit persönlich bekannten Damen oder in ihrem sozialen Rang höher gestellten Personen, lüfteten die Herren als Erster grüßend den Hut oder tippten an die Schiebermütze, wobei es galt, den Gesetzen einer fein abgestuften Hierarchieordnung zu genügen, die neben Alter, Vermögen, Einkommen und beruflichem Status auch minimalste Nuancierungen der Bildung und des persönlichen Ansehens berücksichtigte. Hausfrauen machten um diese Zeit ihre ersten Einkäufe oder tilgten den nächtlichen Odem aus den Stuben. Federbetten wurden zum Lüften aus den Fenstern gehängt, das Wischwasser aus den Hausfluren gekehrt. Vor manchen Häusern wurden Fahrzeuge be- oder entladen, wobei die Pferdefuhrwerke vorerst noch dominierten. Den Zugtieren bot der Ladevorgang eine willkommene Pause, in der sie aus umhängenden Haferbeutel, stoisch blickend, mit mahelnden Kaubewegungen mampfend einen Imbiss verzehrten.

Die Luft war erfüllt mit unterschiedlichsten Geräuschen und Gerüchen. Neben Radiogedudel, dem Geklopfe von Hämmern und Gekratze von Besen roch es nach der frischen Sauberkeit staubgeladenen Wassers, duftenden, Butter harrenden Brötchen und über allem lag das feine, eigentümliche Aroma des Morgendunstes, gespeist aus verschiedenen Quellen, unterschiedlich stark variierend zwischen Kaffee und Tabak.

Zügig, aber ohne zu hasten gingen unsere beiden ihren Weg. Manchmal musste Hertha Bodo etwas ziehen, da der sich von einer Sache nur schwer abwenden konnte und trödeln wollte.

Wie oft war sie diesen Weg vor gut zehn Jahren gegangen? Immer mit einem alten Rucksack beladen, gefüllt mit den letzten Habseligkeiten, den letzten jämmerlichen Wertsachen, Überbleibseln eines hart erarbeiteten kleinbürgerlichen Miniwohlstands, die nun weit unter ihrem ehemaligen Preis als minderwertige Tauschobjekte für Nahrungsmittel jeglicher Art herhalten mussten. In, auf oder an überfüll-

ten Zügen gequetscht legte sie in abenteuerlicher, lebensgefährlicher stundenlanger Fahrt die relativ kurze Strecke ins vertraute Prignitzer Land zurück, um dem daheim gebliebenen, sehnsüchtig wartenden Kind die notwendigen Kalorien zum Existenzertand zu besorgen. Kritisch und geringschätzig beäugten die Bauern ihrer alten Heimat das mitgebrachte kümmerliche Handelsgut, ließen ihr nicht nur keine Bevorzugung zukommen ob ihrer langen Bekanntschaft, sondern vergaltten ihr mit Knauserigkeit das schlechte Gewissen, das ihnen ihr Anblick verursachte. Unliebsame Erinnerungen kamen den Nährstandsherren hoch in Gegenwart der Schwägerin des von einem braunen Schlägertrupp einst zu Tode misshandelten Beamten. Und doch gab es immer mal wieder einen, der ihr etwas mehr gab als marktüblich für das alte „gute Geschirr“ oder die letzten Linnentücher.

Aber auch längst nach dem Untergang des tausendjährigen Reiches wollte sich keiner ihrer wenigen gutwilligen, alten Bekannten offen zu ihr bekennen. Trotzdem kam sie immer wieder zurück. Irgendetwas, dem sie sich nicht entziehen konnte, zog sie in die Prignitz, in die Gegend um Kyritz, Pritzwalk und Wittstock. Es war wohl die Liebe zu den Orten ihrer Kindheit und ein kämpferischer Trotz, der sich angesichts verdeckter nationalsozialistischer Beharrlichkeit bei ihr einstellte. Sie wollte sich die Heimat gerade von den ehemals strammen Volksgenossen nicht vergällen lassen. Sie hätte ja einfach woanders hinziehen können zum Hamstern. Aber ihr war klar, dass sie überall im erreichbaren Umkreis Berlins den gleichen Typus antreffen würde.